

(Nachdruck verboten.)

167

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

IX.

Auf dem Werftplatz der Schiffsbaugesellschaft Fulton u. Komp. herrscht fieberhafte Thätigkeit. Man beschäftigt sich mit den letzten Vorbereitungen für den Stapellauf eines neuen Schiffes, das für Rechnung des „Südkreuzes“, der zwischen Antwerpen und Australien verkehrenden Schiffslinie, hier erbaut wurde. Der Beginn der Feierlichkeit ist für elf Uhr angelegt. Man ist gerade dabei, die letzte Hand anzulegen. Wie ein Riesenschmetterling, der lange in seiner Puppenhülle eingezwängt war, dehnt sich das vom Gerüst befreite, fertige Schiff auf der Helling.

Der Werftplatz ist mit Masten und Triumphbogen reich geschmückt und verschwindet fast unter dem wogenden Meer von Signalflaggen und Fahnen aller Farben und Nationalitäten, unter denen die belgische roth-gelb-schwarze Tricolor vorherrscht. Kunstvoll verschlungene Monogramme verbinden die Namen des Schiffes, des Erbauers und des Rhebers: Gina, Fulton, Béjard, denen sich die Jahreszahlen der Kiellegung und der Fertigstellung des Schiffes anreihen.

Nah bei der Helling ist eine Tribüne errichtet, deren Zeltdach von grauer Segelleinwand die steife feuchte Seebrise klatschend ausbläht.

In unmittelbarer Nähe des Wassers ruht wie ein auf Land gerathener Walfisch das Schiff auf seinen Stapellöcken. Sein mächtiger, abgesteifter Riesenleib hat einen schwarz-rothen Anstrich erhalten, der farbenfrisch glänzt. Am Hintertheil liest man im Rahmen einer von einer geschnitzten Sirenenfigur überragten Muschelleinfassung in leuchtenden Goldbuchstaben den Namen „Gina“.

Seit dem Frühmorgen ist der Werftplatz von Neugierigen umlagert. Die mit Karten versehenen Eingeladenen nehmen auf den Stufenstufen der Tribüne Platz. Die erste Reihe der mit Utrechter Sammt bezogenen Fauteuils ist für die Würdenträger, die Pathin und ihre Familie reservirt. Die unbedeutenderen Gaffer und die Arbeiter sehen zu, wo sie in der Nähe des Schiffes einen günstigen Platz aufreiben.

Die Sonne meint es heute ebenso gut wie voriges Jahr beim Ausflug nach Gemirem. Alles, was Anspruch darauf macht, in Mode, Gesellschaft und Politik den Ton anzugeben, hat sich heute hier ein Stelldichlein gegeben. Die Leute, die etwas gelten, sind alle zur Stelle und spreizen sich im Vollbewußtsein ihrer Machtstellung. Die Saint-Jardier's, Janssen's, Vanderling's, Dezard's, Fuchstop's, Verhulst's, Peeter's und alle die Bon und Ban, denen wir bereits im Hause Dobouziez begegneten, sind vollzählig vertreten.

Dupoissy strahlt vor Glück und giebt sich ein Ansehen, als wenn er in eigener Person Erbauer, Eigenthümer und Kapitän des Schiffes wäre.

Die Damen stellen prächtige, eigens für den Zweck gefertigte Toiletten zur Schau. Angela und Cora Vanderling machen ihre verzerrten Mäuschen und schmiegen sich eng an ihre Verlobten, die beiden Saint-Jardier's, die in einem eleganten, die Uniform der Schiffs-offiziere glänzend nachlässigen blauen Neglige-Anzug mit goldenen Knöpfen prunken.

Auch Door Bergmans befindet sich in Gesellschaft seiner Freunde, des veristischen Malers Willem Marbol und des Musikers Rombaut de Byveloy, unter den Festtheilnehmern.

Die letzten Vorbereitungen für den feierlichen Akt sind inzwischen beendet. Die Schiffsbesatzung ist dem Herkommen entsprechend auf der Kommandobrücke angetreten. Die Matrosen in ihrem sauber gepuften Sonntagsanzug, lauter frische, gutmüthig dreinschauende Gefellen, würden Laurent, wenn er zur Stelle wäre, an seinen braven Vincent Tilbac denken lassen. Die Burtschen wissen mit ihren Gliedmaßen nichts Rechtes anzufangen und zeigen in ihren unsicheren, Antischen Bewegungen, daß diese Art, auf einem nicht in seinem Element befindlichen Schiffe zu paradien, ganz und gar nicht nach ihrem Geschmaack ist. Der Besatzung hat sich auch eine handvoll Neugieriger zugesellt, die sich das Vergnügen nicht versagen können, mit dem Schiff ins Wasser hinabzugleiten. Der Leisetreter Dupoissy würde sich ihnen gern anschließen, wenn

ihn nicht die wichtige Repräsentationspflicht auf dem Lande zurückhielte, denn in Erwartung der Ankunft seines Herrn erwächst ihm die Aufgabe, die Herrschaften zu begrüßen, die Damen im Zelt unterzubringen und im Nothfalle den Polizeidienst wahrzunehmen und das zudringliche Volk der Unbefugten zurückzuweisen. Der freudens-strahlende Dupoissy ist sich seiner Bedeutung und Würde gar wohl bewußt, während er die Damen Vanderling um das Schiff führt und ihnen die Einzelheiten des Baues mit einem großen Aufwand von technischen Fachausdrücken erläutert. Ganz im Vertrauen macht er ihnen mit geheimnißvoller Miene dann auch die Mittheilung, daß er für die Feierlichkeit ein paar gefühlvolle Strophen gedichtet hat, mit denen er nachher aufzuwarten gedenke. Der Chefredakteur des großen Handelsblattes hat sich, um den lästigen Schwäger los zu werden, schon bereit erklärt, diese Verse in seinen Bericht mit aufzunehmen.

Zur Seite des Schiffes harret ein Trupp Arbeiter, die unter den kräftigsten und schmucksten Leuten der Werft ausgewählt wurden, des Augenblicks gewärtig, dem von den Steifen gehaltenen Kolof die Freiheit zu geben. Man erwartet nur noch die Würdenträger und die Hauptmitwirkenden, denen bei der in Aussicht stehenden Zeremonie die ersten Rollen zugeadacht sind. Außerhalb des Werftplatzes drängen sich auf den Uferstrafen, die stromabwärts nach der Stadt führen, tausende von Zuschauern, die gekommen sind, ihr bescheidenes Theil von dem Schauspiel zu genießen.

Achtung! Dupoissy hat mit dem am Ende seines Spazierstodes befestigten Taschentuch den Artilleristen, die hinter den Schuppen bei ihren Kanonen stehen, das verabredete Zeichen gegeben. Das Krachen der Geschützsalbe steigert die Spannung der aufgeregten Menge zur Fieberhitze, und die jungen Saint-Jardier's machen sich über Angela und Cora lustig, die bei der Schießerei erschrocken in die Höhe gefahren sind.

Ein Musikkorps stimmt die Nationalhymne an.

„Sie kommen! Sie kommen!“
Sie kommen in der That! Dem ersten Wagen entsteigt der Bürgermeister, der Lauspathe des Schiffes, der der Pathin Gina, die in ihrer aus Lüll und rosa Seide zusammengesetzten Toilette herkend aussieht, den Arm reicht; dann folgt Herr Béjard, der Frau Dobouziez führt, die sich heute mehr als je aufgedonnert hat, dahinter kommt Herr Dobouziez mit Frau Fulton am Arm. Die Menge, die die Polizei mit Noth und Mühe von der Unfriedigung des Platzes zurückdrängt, staunt das schöne Fräulein Dobouziez an, jubelt Door den Berg zu und läßt bei Béjard's Vorbeischießen ein dumpfes, wenig schmeichelhaftes Murren hören. Unter den Leuten, die sich hier versammelt haben, finden sich ebenso wie auf den Sitzen der Tribüne gar viele, die vergleichende Betrachtungen zwischen der heutigen Feier auf der Fulton'schen Werft und den widerlichen Vorgängen anstellen, die sich vor fünf und zwanzig Jahren an derselben Stelle unter der Verantwortlichkeit des alten und der Weihilfe des jungen Béjard abgepielt hatten. Aber die schüchternen Witze und das Murren gehen in dem überlauten Jubel der großen Masse unter. Als die Herrschaften ihre Plätze eingenommen haben, beginnt die Schießerei von neuem und die Musik läßt ihre Weisen wieder erklingen, wird aber durch eine wüthende Handbewegung Dupoissy's sofort zum Schweigen gebracht, der vor der Tribüne Aufstellung nimmt und ein rothfarbenedes Papier aus der Tasche zieht. Nachdem er sich geziemend verbiegt und geräuspert hat, beginnt er mit seiner medernden Hochstimme einen aus ranzigen Alexandrinern zusammengestoppelten langathmigen Hymnus herunter zu schnarren, auf den in übrigen kein Mensch hört. Man läßt sich in der Unterhaltung nicht weiter stören, und hier und da schlägt ein Halbvers „Du Sohn der Erde, stolzes Schiff“, „der Wogen fühner Bezwinger“, „am fernen Strand“, „grüß sie in unserm Namen“, „Sinnbild des heimischen Rechts“, „der Amphitrite Reich“ und ähnliche Floskeln an das Ohr der unaufmerksamen Zuhörerschaft.

„Er schenkt uns auch nicht ein Wort,“ flüsterte Frau Vanderling Gaston Saint-Jardier ins Ohr: „Der Mann ist der wahre Musenalmanach!“

Der Redner ist endlich zum Schluß gekommen. Man hört ein paar diskrete Bravo's und halblaute „Nicht übel!“, während die Mehrzahl der Hörer mit einem leisen Stoßseufzer

der Erleichterung freudig aufathmet, und mit Spannung des eigentlichen Hauptmoments harret, der jetzt vor sich gehen soll. Die Musik spielt Grétry's Lied: „Wo kann es schöner sein?“ Herr Fulton eilt raschen Schrittes zu den Arbeitern herunter, um ihnen die letzten Anweisungen zu geben.

Unter dem starken Druck der hydraulischen Winden und Widder, die an der Hebung des Kolosses arbeiten, beginnt sich das Schiff, das bis dahin unbeweglich gelegen, unmerklich zu regen. Aller Augen sind mit gespannter Neugierde auf die am Vordertheil des Schiffes beschäftigte Arbeiterkolonne gerichtet, die, mit mächtigen Hebebäumen ausgerüstet, am Werke ist, den Koloz rascher auf den Abflaßschlitten hinabgleiten zu lassen. Alle Stapelflöze, Balken und Stützen sind entfernt und die letzten Steifen gefallen.

Béjard hat unterdessen Fräulein Dobouziez zu der Unterwinde geführt. Er nimmt ein elegantes Beil mit Pflisch besetztem Stiel und scharf wie ein Rasirmesser geschliffener Schneide, daß er der Pathin mit der Aufforderung einhändig, das letzte Verbindungstau mit einem schnellen Hieb zu kappen. Die schöne, sonst so geschickte Gina stellte sich dabei recht links an, es will ihr nicht gelingen, das starke Hansseil zu durchhauen. Ein zweiter und dritter Versuch fällt nicht glücklicher aus als der erste, die junge Dame geräth darüber in lebhafteste Unruhe und ihren Lippen entringt sich ein leiser Ausruf ärgerlicher Verlegenheit. Die erwartungsvoll harrende Menge wagt kaum zu athmen, es ist ihr nicht entgangen, daß das verwöhnte Kind, dem sonst alles nach Wunsch geht, in übelster Laune ist und mit seinem trotzigem Unmuth nicht hinter dem Berge hält, was einige besonders spaßhaft aufgelegte Leute zum Lachen reizt.

„Ein schlechtes Vorzeichen für das Schiff,“ murmeln die Seefleute.

„Und für die Pathin nicht minder,“ fügen die andern hinzu.

Da Fräulein Dobouziez mit der Sache nicht zu Rande kommt, reißt schließlich auch Herr Béjard die Geduld, er nimmt ihr das widerspenstige Instrument aus der Hand und durchschneidet mit einem raschen, wuchtigen Hieb das Tau.

Die Riesenlast knirscht und ächzt auf ihrer Bohlenunterlage, setzt sich langsam in Bewegung und gleitet auf dem Schlitten majestätisch seinem Element entgegen. Das zu Wasser gleitende Schiff, dessen sich jetzt ein ganz eigenartiges Leben bemächtigt hat, macht brüllend und schreiend seinen Weg. Nichts Eindringlicheres und Aufregenderes als dieses langgezogene Geheul, das sich den Klanken der „Gina“ entringt; so wiehern manche Pferde vor Stolz und Freude in dem Augenblick, wenn der Reiter ihre Kraft und Schnelligkeit auf die Probe stellt. Schneller und schneller gleitet das Schiff auf seiner Bahn, mit einem Satz überspringt es wie ein ungeduldiger Schwimmer den kurzen Abstand, der es noch von seinem Elemente trennt, und stürzt sich mit Donnergetöse in die Schelde, die bis ins Innerste hinein erzitterte und ihre schäumenden Wasserarme zum Empfange auszubreiten scheint.

Nachdem das Getöse verstummt ist, bricht die Menge in brausendes, nicht enden wollendes Hurrahgeschrei aus. Die Musik läßt ihre verführerischsten Weisen ertönen, die Kanonen feuern den Salut, und eine mächtige Riesen-trikolore steigt langsam am Hauptmast des Schiffes empor und die Besatzung der „Gina“ schreit ihrerseits aus voller Kehle, und die Passagiere, die den Stapellauf an Bord mitgemacht haben, schwingen im Bewußtsein ihrer Wichtigkeit Hüte und Taschentücher.

Das Schiff schwimmt jetzt mit der gefallsüchtigen Grazie einer stolzen Schönen in der Mitte des Flusses und bewegt sich mit der ruhigen Würde eines sieggewohnten Triumphators. Es ist nicht mehr die plumpe, schwerfällige Masse, die man eben noch etwas über die Achsel ansah, denn ein auf Land befindliches Schiff macht immer mehr oder weniger den kläglichen Eindruck eines Trümmerstückes, sondern ist, seit es das Wasser berührt, ein lebendiges, sich leicht und frei bewegendes Wesen geworden. Und jetzt setzt sich auch die Maschine in Bewegung, die schweren Schraubensflügel wühlen das Wasser auf, und der hochragende Schornstein sendet seine schwarzen Rauchwolken in die Luft. Der mächtige Riesenorganismus ist in voller Thätigkeit, seine Muskeln von Stahl und Eisen dehnen und spannen sich, er stöhnt, athmet schwer und bethätigt seine ganze Lebenskraft. Das Hurrahgeschrei erhebt sich aufs neue und stärker als zuvor. Im Tribünenzelt aber läßt Fulton's Vertreter inzwischen Champagner und Bisquits herumreichen. Die Herren trinken mit affectirter Fröhlichkeit auf Glück und Wohlergehen des Schiffes und drängen sich um die schöne

Pathin, um ihr ihre Glückwünsche für den prächtigen Laufing auszudrücken. Gina führt den Champagnerkelch zum Munde und dankt für jeden Trinkspruch mit verbindlichem, würdevollem Lächeln. Die kleinen Vandalings betrachten das Trinkgeschäft als Gewissenssache, sie schmiegen sich eng an ihre Bräutigams, stellen sich, als ob sie von diesen geküßt würden, werfen sich zurück, daß das Nieder tracht und sichern wie kleine sinnestolle Närrinnen, in deren Augen man die ganze Liebeswissenschaft studiren kann.

(Fortsetzung folgt.)

Von der Pest.

Als zu Beginn des Jahres 1897 die bedrohliche Ausbreitung der Pest in Indien auch in Europa Besorgnisse zu erregen begann, hielt es auch der „Vorwärts“ für geboten, seine Leser durch eine kurze Schilderung über das Wesen dieser Krankheit und über die Vorbeugungsmaßregeln gegen dieselbe zu unterrichten. Während nun in Indien die Seuche nach furchtbarem Wüthen doch endlich nachzulassen beginnt, wird die Bevölkerung Europa's durch die Erkrankungen in Wien, über welche wir in der Sonntagsnummer eingehend berichtet haben, in eindringlichster Form darauf hingewiesen, daß gegenüber dieser furchtbaren Feindin des Menschengeschlechts noch immer die äußerste Vorsicht und Wachsamkeit am Platze ist.

Das Wesen der Krankheit wurde schon in der Sonntagsnummer in kurzen Zügen geschildert. Aus der seinerzeit gegebenen ausführlicheren Darstellung wollen wir heute noch wiederholen, daß nach der größten in Europa herrschenden Epidemie — der unter dem Namen des „schwarzen Todes“ bekannten, welche vom Jahre 1347 bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein wüthete — die Pest wohl noch häufiger auch unseren Erdtheil heimgesucht hat, daß aber doch allmählig die Epidemien seltener und weniger umfangreich geworden sind. Deutschland ist seit 1720 von der Pest überhaupt verschont geblieben, und in den aufertürkischen Gebieten Europa's sind seit 1830 nur zwei — weniger umfangreiche — Epidemien aufgetreten. Dies ist um so mehr bemerkenswerth, als gegenwärtig für sicher gilt, daß in großen Bezirken Indiens und China's ununterbrochen vereinzelte oder gehäufte Pesterkrankungen vorkommen, und daß somit eigentlich andauernd die Möglichkeit einer Verschleppung der Krankheit nach Europa gegeben ist. Dies berechtigt einigermassen zu dem Schlusse, daß zwar keine Vorsichtsmaßregel unterbleiben darf, welche zur Beschränkung des in Wien entstandenen Krankheitsherdes geeignet erscheint, daß aber darum zu übertriebenen Besorgnissen zur Zeit keine Veranlassung vorliegt. Für diese ruhigere Auffassung der Lage spricht ferner der Umstand, daß es ja doch auch im vorausgegangenen Jahre gelungen ist, die Pest von Europa fernzuhalten, trotzdem die Ausbreitung der Krankheit in Indien eine geradezu ungeheure war; und als wirklich im Vorjahre auf einem Schiffe im Hafen von Liverpool Pesterkrankungen festgestellt waren, da gelang es ohne Schwierigkeit, der Krankheit Herr zu werden, indem man, wie gegenwärtig in Wien, die Erkrankten und diejenigen, welche mit ihnen in Verührung gekommen waren, aufs strengste isolirte (absonderte). In dieser Beziehung bieten nur die sogenannten Laboratoriumsinfektionen, das heißt die Anstedenungen, welche durch wissenschaftliche Arbeiten mit Krankheitssergeräten hervorgerufen sind, besonders günstige Verhältnisse insofern dar, als gerade in diesen Fällen die Natur der Krankheit meist frühzeitig erkannt wird, und dementsprechend auch rechtzeitig die geeigneten Maßregeln zur Verhütung der weiteren Ausbreitung getroffen werden können. Für diese Annahme sprechen wenigstens die bei anderen Erkrankungen gemachten Erfahrungen. So sind mehrfach Laboratoriumsinfektionen mit asiatischer Cholera vorgekommen, z. B. in Berlin und Danzig; die letztere, wenn wir uns recht erinnern, sogar mit tödlichem Ausgang. Niemals aber hat sich an diese Erkrankungen auch nur eine weitere Infektion angeschlossen, und so dürften wir wohl das wenigstens hoffen, daß in Wien die Zahl der Erkrankten eine eng umgrenzte bleibt.

Daß die antisemitische Presse Wiens diese traurigen Ereignisse zu Heterieen gegen die Aerzte und gegen die wissenschaftliche Seuchenforschung ausbeutet, ist bezeichnend für die Engherzigkeit und Beschränktheit dieser Blätter. Daß nur eine gründliche Unterweisung über das Wesen der Seuche die Aerzte in den Stand setzen kann, einer ausbreitenden Epidemie wirksam entgegenzutreten, kann von einsichtigen Menschen nicht bezweifelt werden; wird es doch nur dadurch ermöglicht, daß die einzelnen Krankheitsfälle frühzeitig erkannt und so bei Zeiten die geeigneten Gegenmaßregeln ergriffen werden. Selbstverständlich ist, daß bei den hierfür nöthigen Versuchen die größte Vorsicht beobachtet werden muß. Ob in dieser Beziehung in Wien gefehlt wurde, läßt sich vorläufig nicht feststellen. Sollte es der Fall sein, so hat ja der Hauptbetheiligte, der unglückliche Diener Varisch, seine Schuld schwer büßen müssen. Aus solchen Verfehlungen aber — bez. den trotz aller Sorgfalt vorgekommenen Unglücksfällen — den Schluß zu ziehen, daß Untersuchungen dieser Art überhaupt unterbleiben sollten, das vermag nur die schlotternde Angst des Spießbürgers, welchem die gegenwärtige Gefahr ins Unermeßliche vergrößert erscheint, oder die Bildungsfeindlichkeit der Dummköpfe, welchen jede Erweiterung des Wissens und ins-

befondere der Naturerkenntnis ein Greuel ist. Darum wundert es uns auch nicht, die antisemitische Presse Wiens auf dieser Fahrt zu finden.

Es erscheint eine berartige kleinliche Gesinnung um so verächtlicher angefaßt des Geldenthums jener, — des Arztes und der beiden Wärterinnen — welche in voller Kenntnis der drohenden Gefahr sich hingebungsvoll der Pflege des Erkrankten widmeten und dabei selbst der tödlichen Krankheit zum Opfer fielen. Von ihrem Geldemuth wird keine Wilsäule zeugen, und ihre Thaten werden bald der Vergessenheit anheimfallen. Und doch hätte das, was sie im Dienste der Menschlichkeit gethan, mehr Anspruch auf die dankbare Erinnerung der Nachwelt, als die Thaten so mancher Feldherrn, so manches „genialen“ Staatsmannes haben. — C. F.

Kleines Feuilleton.

— **Neue Entwicklungen der englischen Unterhaltungs-
presse und ihre soziale Bedeutung.** Man schreibt uns aus London: Die Enthüllung des „neuen Robinson“ Louis Grim, alias de Rougemont, als Schwindler giebt dem „Daily Chronicle“, das diese Enthüllung zu stunde gebracht hat, Stoff zu einigen pessimistischen Betrachtungen über die Schritt für Schritt vor sich gehende Senkung des Tones der monatlichen Unterhaltungsschriften. Die Erzählung der angeblichen Abenteuer des besagten Wiedermannes erschien nämlich in dem Unterhaltungsblatt „Wide World Magazine“, das Sir George Newnes, ein reicher Verleger und liberaler Parlamentarier, neben „Westminster Gazette“, „Tit-Bits“, „Strand Magazine“ und anderen Zeitschriften herausgibt. Das „Wide World Magazine“ ist nur wenige Monate alt und pflegt als Spezialität Reisebeschreibungen. Offenbar hat sein Redakteur es mit dem Ankauf der Grim'schen Robinsoniade etwas gar zu eilig gehabt. In dieses Haschen nach Sensationsstoff knüpft das „Chronicle“ an. Früher wurden die Monats-Magazine, schreibt es, von sachkundigen Schriftstellern für ein begrenztes, aber urtheilfähiges Publikum geschrieben, das auf Einhaltung eines literarischen Höhepunktes hielt. Das sei aber gewesen.

Die Verbreitung einer gewissen Erziehung, die fortlaufende Verbilligung der Produktion, die schnelle Entwicklung der Abgabemittel haben an die Stelle eines kleinen, aber gebildeten Publikums eine ungeheure Leserschaft gesetzt, die niemand zählen kann, die aber nichts verlangt, als amüsirt zu werden. Sie kennt kein Maß für Gebiegenheit, außer der praktischen Erregung der Nerven. Eine Erzählung, ein Blatt, eine Unterhaltungsschrift sind erfolgreich, wenn sie ihm im Eisenbahnzug die Zeit vertreiben. Es ist diese Sucht nach grober Sensation, die uns befallen hat, die hier nach Amusement ohne Rücksicht auf die Qualität. Es ist dies eine unvermeidliche Entwicklung; sie ist in einigen Fällen in gewissen Grenzen gehalten worden, hat aber in anderen alle Grenzen des Anstandes überschritten. Mit dieser Entwicklung ist eine andere verbunden, die ebenso gefährlich ist, wenn kein besserer Einfluß ihrer Herr wird. Es ist dies die ersaumliche Ausbreitung des Amusementwesens. Sobald ein billiges Druckwerk irgend welcher Art einen fünf- oder sechszifferigen Absatz zu erzielen vermag, konkurriren die Amusementer um seine freien Spalten und seinen Umschlag. Das Ergebnis ist, daß wir mit sensationellen Lieferungsstücken überschwemmt werden, die wenig mehr sind als Amusementhefte, die mit einer packenden Geschichte oder sonst einem Lodemittel versehen sind, um ihren Absatz sicherzustellen. Vielleicht ist dies der Grund, warum die Herausgeber dieser Art literarischer „Umsatzmittel“ immer weniger sich um die Sachen kümmern, die sie aufnehmen. Sie haben seit langem aufgehört, auf literarischen Werth zu sehen. Sie fragen nicht das geringste mehr danach, ob etwas platt oder ordinär ist. Sie scheinen nun auch auf Wahrhaftigkeit zu verzichten, ob sie sie auch noch so laut verbürgen. Die Zeit wird lehren, welche literarische oder menschliche Tugend dem von ihnen preisgebotenen Produkt verbleibt.

Das radikale Blatt glaubt durch seine vorerwähnte Aufdeckung dem Lufing einen Schlag versetzt zu haben und fordert das Publikum auf, ihr dadurch wirksam zu machen, daß es eine Meinung für bessere Waare schafft. Daß man den guten Geschmack nicht zu verlernen braucht und doch lebhaft und interessant sein kann, sei an vielen Beispielen erwiesen.

Wenn das „Chronicle“ an irgend einen Effekt seiner Mahnung glaubt, dann ist es unerlaubt naiv. Auf diese Weise wird die Verbesserung nicht erwirkt werden. Eher kann man die Erwartung aussprechen, daß das Uebel den Keim der Abhilfe in sich trägt, und das Publikum mit der Zeit die Schuldwaare satt bekommt, und so sich wieder Nachfrage nach solidem Stoff einstellt. Es ist auf allen Gebieten so, daß die Erweiterung des Kreises der Theilnehmenden zunächst eine Vergrößerung des Tones oder Geschmacks mit sich bringt, und doch schließlich das Durchschnittsniveau ein höheres wird. Im ganzen ist der Inhalt der jetzigen, zu geradezu fabelhaft billigen Preisen abgelassenen Magazine nicht schlechter als der Unterhaltungsstoff, der früher dem Volk um dieses Geld gegeben wurde; das Schlimme ist vielmehr, daß bei der Masse, in der er geboten wird, die Leute sich überhaupt das solche Lesen abgewöhnen. Kurz, kurz, soll alles sein. Je mehr man liest, um so weniger wird von dem Gelesenen aufgenommen. Aber es giebt noch eine viel schlimmere Literatur als die, auf

welche das „Chronicle“ abzielt. Es sind dies die ganz billigen, um einen Halbpenny (vier Pfennige) die Nummer abgegebenen, für das auf der untersten Stufe der Erziehung stehende Volk berechneten sogenannten „Witzblätter“. Was diese hier an Geschmacksverderbung leisten, das übersteigt noch die Leistungen der schlimmsten humoristischen Blätter des Festlandes. Seit einiger Zeit wird in London sehr über Zunahme der Rohheit der Straßenjugend geklagt, und auch nicht mit Unrecht. Man hat alle möglichen Ursachen dafür verantwortlich gemacht; so u. a. die billigen Schauererzählungen. Aber ohne die letzteren zu vertheidigen, muß ich doch sagen, daß sie mehr die Phantasie erhitzen, als sie das Gemüth verderben. Umgekehrt die „komischen Schnitte“, „lustigen Schnitte“, und wie diese Blätter sonst noch heißen. Miserabel ausgefaßt, pflegen sie nur ein Gebiet, die Rohheit. Wirklichen Witz giebt es bei ihnen nicht, sie appelliren an den tiefstehenden Instinkt, an den grössten Instinkt, und da heißt der Witz — Rohheit. Diese Blätter nun gerade werden vorwiegend von der Arbeiterjugend gekauft, wovon sich Jeder überzeugen kann, der eine zeitlang Zeitungsstuden in einem der Volksviertel Londons beobachtet. Und es müßte sonderbar zugehen, wenn die fortgesetzte bildliche Darstellung von rohen Streichen auf eine Jugend ohne Wirkung bleiben sollte, die ohnehin in so ungünstiger Umgebung lebt, wie noch immer der größte Theil der Londoner Arbeiterjugend.

Man hat erwartet, die Volksschule werde Besserung schaffen, und in vielen Fällen hat sie es auch gethan. Das Londoner Volksschulwesen ist noch nicht so weit wie es sollte, aber die frühere schmähliche Vernachlässigung wird doch von Jahr zu Jahr mehr gut gemacht. Aber gegen gewisse Uebel kommt auch die Volksschule nicht an. Zumal es mit dem Schulbesuch noch bei einem großen Theil des Volks sehr im Argen liegt.

Ein progressistisches Mitglied des Londoner Schulamts, Mr. Macnamara, einer der Leiter des Lehrerbundes, stellte im Bericht über den Schulbesuch in London fest, daß von fünf in den Schulen eingeschriebenen Kindern in London immer eins aus der Schule fehlt, von 754 000 rund 145 000. Der größte Theil davon sind absolut unentschuldigte Fälle, aber die Lehrer und die Schulbesuchs-Komitees sind fast ohnmächtig dagegen. Es ist amtlich festgestellte Thatsache, daß in den Distrikten, wo der Schulbesuch am unregelmäßigsten, das Ströckweesen am schlimmsten ist. Die Jungen lernen gerade so viel, um den Schund lesen zu können, aber alles andere bleibt ihnen verschlossen. Da würden selbst die Journale, über deren gemüthlichen Ton das „Daily Chronicle“ klagt, noch eine große Hebung des Geschmacks und des geistigen Gesichtskreises bedeuten. —

Kunstgewerbe.

— **Von der Smyrnaer Teppich-Industrie.** Wie das Konstantinopeler Handelsblatt berichtet, vollzieht sich in der Smyrnaer Teppich-Industrie ein bemerkenswerther Umschwung. Man fabrizirt auf einer Reihe von Plätzen noch die Teppichsorten, die unter dem Namen Yapraks, Sarpkilit, Han und Buynk Adjem mit rothem oder blauem Fond, mit Rosetten zc. bekannt sind, geht aber auch daran, persische und indische Dessins nachzumachen. Man führt Bestellungen nach Fond, Motiven und Farben, deren Muster oft sehr originell und immer recht verschieden sind und in Form von Croquis aus Europa kommen, sorgfältig aus. Es giebt infolge dessen heutzutage unter den Smyrnaer Teppich großen Abwechslung, wie sie von der Laune der Käufer jeweilig diktiert wird. Die Geschicklichkeit der Arbeiter, die phantastischen Muster nachzumachen, sowie die der eingeborenen Färber, die delikatesten Farbenmischungen zu treffen, kann nicht genug anerkannt werden. Dementsprechend entwickelt sich auch der Ausfuhrverkehr mit jedem Jahre. Smyrna exportirte in Ballen (à 210 Kilogramm) 1895: 3527 Ballen, 1896: 4108 Ballen und 1897: 4618 Ballen. Der Werth der 1897er Ausfuhr beträgt 6 Mill. Francs. Die Teppichfabrikation beginnt sich merklich über die altberühmten Fabrikationszentren Ushak, Giordes, Skula, Demirdjiz, Nhar auszubreiten. Man hat bereits in Konia, Sparta, Melas, Kutahia, Gime, Simao die Industrie einzubürgern angefangen. Freilich haftet gegenwärtig den dortigen Provenienzen noch manches Unfertige in der Fabrikation an. —

Völkerrunde.

gk. Ein buddhistisches Theater. Alljährlich im Juni veranstalten die buddhistischen Priester in Tibet große Aufführungen. Der Dalai-Lama, der Oberpriester, verheißt göttliche Segnungen allen, die den Vorstellungen beiwohnen würden. Diese Aufforderung hat Erfolg. Aus den entferntesten Dörfern strömen die Zuschauer herbei. Viele, die schon am Abend vorher ankommen, übernachten im Freien, nur wenige genießen den Vorzug, im buddhistischen Kloster selbst ihren Aufenthalt nehmen zu dürfen. Von besonderem Interesse sind die Aufführungen in Gemi, einem wichtigen Punkt des tibetischen Buddhismus. Zuerst wird hier ein Tanz aufgeführt, der ganz den Charakter eines Ballets hat, dann folgt erst das eigentliche Schauspiel. Ueber den Verlauf der Vorstellung theilt die „Revue des Deux“ interessante Einzelheiten mit. Um 9 Uhr morgens verkündet ein schriller Trompetenstoß den Beginn der Aufführung. Der Herold, ein buddhistischer Priester (Lama), verfertigt sich seine Trompete selbst aus dem Schienbein eines Leinwams. Er sähet sich gar nicht, so erzählt ein englischer Reisender, das Fleisch, das noch daran klebt, zu essen. Der Saal, in dem die Aufführung stattfindet, wird von zwei ungeheuren Röttern bewacht. Die vornehmen Zuschauer haben reservirte Sitze, die

anderen vertheilen sich auf die Dächer der Gebäude ringsum. Das Orchester hat ein kleines Zelt für sich und ist nicht sehr umfangreich. Außer der Trompete ist noch die Oboe, Cymbel, Paulte und Trommel vertreten. Die Musik beginnt, und während eines Tremolo erscheinen plötzlich 13 Gestalten auf der Bühnfläche. Sie stellen Priester der vorbuddhistischen Zeit dar, als das Volk noch rettungslos den Dämonen und bösen Geistern verfallen war. Sie führen einen feierlichen Tanz auf. Sie tragen bunte, seidene Gewänder und einen schwarzen, spitzen Hut mit schwarzem Schleier. Auf der Brust tragen die Priester Totenköpfe. Nach ihnen treten krieger auf die Bühne. Sie haben gigantische Masken, mit denen sie Schreden einflößen wollen, und eine schwere Krone auf der Stirn. Fortwährend bewegen sie Kopf und Arme. Schließlich springen sie in vollkommener Unordnung umher. Wahrscheinlich soll dadurch die Verwirrung des Kampfes dargestellt werden. Darauf folgt die Prozession zu Ehren des Schutzgottes Padmasambhava. 50 Priester bilden den Triumphzug. Der Gott selbst geht voran unter einem Baldachin. Er hat eine scheußliche Maske vor, die dazu bestimmt ist, die Dämonen abzuschrecken. Ähnliche Masken tragen die Priester. Sie stimmen mit Begleitung des Orchesters einen monotonen Gesang an, bei dem Zuschauer und Gottheiten sanft entschlimmen könnten. Inmitten dieser Feierlichkeit produziert sich ein Klowm, um die Zuschauer zum Lachen zu reizen. Aber vergeblich. Die Vereinerung des Grobklowmischen mit dem Feierlichen verfehlt vollkommen ihre Wirkung. Die Mongolen verziehen keine Miene. Sie verfolgen die Grimassen des Klowms mit unerschütterlichem Ernst. Den Schluß der Prozession macht ein Zug von Affen, die mit großem Realismus dargestellt werden. Sie repräsentieren die Bodhisattvas, die Buddha den Rang streitig machen wollen. Am sich bei der Bevölkerung einzuschmeicheln, nehmen sie diese Gestalt an, denn die Affen stehen von jeher bei den Buddhisten in großen Ehren. Am Nachmittag beginnt die Aufführung des religiösen Dramas, das eigentlich nur eine Pantomime ist. Der Stoff wird gewöhnlich der Geschichte Tibets entlehnt. Sehr oft wird auch der Kampf der beiden buddhistischen Sekten dargestellt. Gewöhnlich ist es ein Eremit, der den Feind zu vertilgen sucht. Er macht sich auf sehr primitive Weise untemulisch; z. B. färbt er sein weißes Haar schwarz und dreht sein Kleid um. So tödtet er den nichts ahnenden Feind. Auch hier spielen wieder finstere Gespenster, die Dämonen, eine große Rolle. Sie führen phantastische Tänze auf, aber sowie die Priester einen Aufschwanz emporhalten, ist der Zauber gebrochen, und sie räumen das Feld. Die Vorstellung schließt mit allerhand sehr durchsichtigen Zaubereien und Taschenpielerkunststücken, über die das Publikum in Ekstase geräth. —

Medizinisches.

ie Fremdkörper im Herzen. Ein Arzt aus Luzern, Dr. Elinger, hat nach dem Korrespondenzblatt für Schweizer Aerzte einen seltenen Fall unter den Händen gehabt. Er hatte vor einigen Monaten an der Leiche einer 45jährigen Frau die Section vorzunehmen. Diese Frau hatte im März 1804 einen Selbstmordversuch dadurch vorgenommen, daß sie sich viele Nadeln in die Herzgegend steckte. Mehrere derselben konnten wieder entfernt werden und man glaubte, da das Leben der Frau nicht gefährdet erschien, dieselben sämmtlich beseitigt zu haben. Bald darauf stellte jedoch der Arzt eine unregelmäßige Herzthätigkeit fest, und die Patientin klagte über lästiges Herzlopfen. Fünf Monate später wurde sie in ein Krankenhaus gebracht, hatte daselbst heftige Schweißausfälle, äußerte irre Ideen und war übrigens von einem schlaffen, theilnahmslosen Benehmen. Etwa 3 Jahre nach jenem Selbstmordversuche starb die Kranke an einer mit hohem Fieber verbundenen Gefäßkrankheit. Bei der Oeffnung der Leiche fand sich im Herzen eine Nadel, die von der Herzspitze aus frei in den leeren Raum der linken Herzkammer hineinragte, ihre Länge betrug 4 Zentimeter, wovon 1 Zentimeter in dem Muskelfleisch der Herzspitze berast festsaß, daß sich die Nadel weder vor- noch rückwärts bewegen ließ. An dem 3 Zentimeter langen Theil, der in den Hohlraum der linken Herzkammer hinunterragte, fand sich etwas von einem lebrigen Gerinsel. Das Nadelöhr war vom Herzbeutel bedeckt, aber gut unter demselben fühlbar. Ferner wurde eine alte linksseitige Brustfellentzündung und eine vollkommene Schrumpfung des Herzbeutels festgestellt. Endlich entdeckte man eine 3 Zentimeter lange Nadel in dem linken Lappen der Leber; sehr wahrscheinlich war jene aus der Herzgegend bis zur Leber „gewandert“. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß diese Nadeln noch von jenem Selbstmordversuche herrührten, so daß die Frau fast drei Jahre mit denselben gelebt hatte. Die Nadel im Herzen war, nach ihrer starken Befestigung zu schließen, schon lange in ihrer Lage gewesen. Die Brustfellentzündung und der Schwund des Herzbeutels waren wohl eine Folge der Nadelstiche gewesen, so daß der Selbstmordversuch nach einigen Jahren also doch zum Ziele geführt hatte, trotzdem während des Aufenthaltes der Kranken in der Anstalt besondere Erscheinungen in der Herzthätigkeit nicht mehr beobachtet wurden. Wenn nicht noch eine andere Krankheit hinzugekommen wäre, so hätte diese Frau mit dem aufgespießten Herzen wahrscheinlich noch länger leben können. —

Astronomisches.

— Ein heller Komet. Schon wieder ist, wie man der „Frankf. Ztg.“ schreibt, in Amerika ein neuer Komet entdeckt worden.

so daß damit die Zahl der bisher in diesem Jahre gesehenen Kometen auf neun steigt. Der Entdecker ist diesmal Brooks in Geneva, der früher durch manche glückliche Kometen-Entdeckung sich bekannt machte, in den letzten Jahren aber damit pausirt zu haben schien. Er sah den Kometen in der Nacht vom 20. auf den 21. d. Mts. in 218 Grad Rectascension und 60 1/2 Grad Declination nahe dem Hauptstern des Drachens, seine südöstlich gerichtete Bewegung führt ihn nach den Schwanzsternen des Großen Wären (der „Deichsel“ des Wagens). Obwohl der Komet in Europa noch nicht gesehen worden ist, erscheint doch eine Mittheilung an die Oeffentlichkeit schon gerechtfertigt, da der Komet im Entdeckungstelegramm als sehr hell bezeichnet wird und seine Bewegungsrichtung anzeigt, daß er der Sonnennähe zueilt, was mit einer Helligkeitszunahme gleichbedeutend ist, die stellenweise sehr rasch erfolgt. Der Komet geht für unsere Breiten nicht unter, ist also die ganze Nacht hindurch im Norden zu sehen. —

Meteorologisches.

t. Eine wichtige Temperaturbeobachtung ist durch den am 23. August in Paris aufgelassenen Pilot-Ballon erhalten worden, worüber der bekannte französische Luftschiffer Gustave Hermite der Pariser Akademie der Wissenschaften in der Sitzung vom 17. Oktober eine kurze Mittheilung überreichte. Dieser Ballon, der unbemannt aufgelassen wurde, hatte 40 Kubikmeter Rauminhalt. Er kam im Departement Seine-et-Oise nieder und wurde noch am selben Tage aufgefunden. Die selbstthätigen meteorologischen Instrumente waren vollkommen unversehrt. Die Aufzeichnungen ergaben, daß der Ballon eine Höhe von 7300 Metern erreicht hatte und daß das Thermometer in 6350 Meter Höhe — 60 Grad Celsius gezeigt hatte. Die letztere Feststellung ist insofern von Wichtigkeit, als bisher noch niemals in solcher Höhe eine so niedrige Temperatur gefunden wurde. Bei früheren Versuchen hatte der Ballon fast doppelt so hoch steigen müssen, um eine Temperatur von — 60 Grad aufzufinden. —

Humoristisches.

— Er kennt seinen Jungen. Empörter Passant: „Ihr Junge hat einen Stein nach mir geworfen und mich beinahe an den Kopf getroffen.“
 Mr. Grogan: „Sie sagten, beinahe?“
 Empörter Passant: „Ganz recht, das sagte ich.“
 Mr. Grogan: „Dann war's nicht mein Junge.“ —
 — Ein Held. Onkel: „Wer ist denn der Billy, von dem Ihr immer sprecht? Der scheint ja ein großer Held unter Euch Daben zu sein?“
 Freddie: „Was? Den kennst Du nicht? Das ist der einzige in der ganzen Klasse, der die Ohren rühren kann wie ein Pferd.“ —
 — Die Schönste. Jock: „Mein Mädel ist doch das Schönste in der Stadt!“
 John: „Möglich. — Meine ist auf dem Lande.“ —

Bemerktes vom Tage.

— Die auf der Schichau'schen Werft neu erbauten Torpedoboot-Zerstörer liefen bei der Probefahrt 65 Kilometer in der Stunde. Die Boote haben bei einer Wasser-Verdrängung von 280 Tonnen eine Maschineneistung von 6000 Pferdekraften. —
 — y. Drei Obersekundaner und ein Kaufmanns-Lehrling aus Lübeck haben ein Hünengrab bei Waldhusen zerstört. —
 — In dem Bachumer Vorort Niemla wurde ein Bergmann von fünf Burchen überfallen und mit Beil, Harke und Messer lebensgefährlich verletzt. —
 — Das fruchtbare Wippachthal in Krain ist durch Austreten des Wippachflusses überschwemmt. Die Häuser der Ortschaft Wippach stehen unter Wasser, ebenso die Reichstraße. —
 — Der erste Personenzug, der auf der neu eröffneten ungari-schen Vicinalbahn Groß-Weckleret-Gaxfeld abgelassen wurde, ist entgleist. Der Führer des Zuges, der nicht befeht war, wurde getödtet, der Kondukteur lebensgefährlich verletzt. —
 — Im norwegischen Storkhing ist für das neue Jagdgesetz von dem vorbereitenden Ausschuss folgender sehr vernünftige Paragraph vorgeschlagen: „Die Jagdarte ist stets mitzuführen und im Jagdgebiete auf Verlangen jedermann vorzuweisen!“ —
 — Die Leichen aller im Kriege gegen Spanien gefallenen amerikanischen Krieger, mögen sie auf Cuba, Portoriko oder auf den Philippinen ihren Tod gefunden haben, sollen nach den Vereinigten Staaten zurückgebracht und dort beerdigt werden. Der Kongress hat zu dem Zwecke 200 000 Doll. bewilligt. —
 — Man hat berechnet, daß in diesem Jahr die Gesamtausgaben der Reisenden für Ausrüstung, Reise u. s. w. nach London im ganzen 125 Millionen ausmachen; die Gesamtausbeute an Gold hat aber in diesem Jahr bisher höchstens einen Werth von 40 Millionen Mark. —